Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 2

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jugoslawiens Krise wird politisch

Der gemeinsame Staat steht in Frage

Zum ersten Mal seit dem Kriege ist Jugoslawien in ein neues Jahr eingetreten, ohne für dieses ein angenommenes Staatsbudget oder einen wirtschaftlichen Richtlinien-Plan zu haben. Die praktische Bedeutung dieses Ereignisses dürfte an sich beschränkt sein. Bei über 100 Prozent Inflation, und diese mit weiter steigender Tendenz, muss jedes Staatsbudget illusorisch sein. Der wirtschaftliche Richtlinien-Plan, an dem das Regime Jahr für Jahr festhält, wurde in den jugoslawischen Zeitungen schon seit langem nur noch als «Zusammenfassung unserer frommen Wünsche» bezeichnet. Dennoch wird die Unfähigkeit des Parlamentes, sich zu Jahresende auf Plan und Budget für 1988 zu einigen, von vielen Jugoslawen als politisch bedenkliches Symptom gewertet, als ein weiteres Zeichen dafür, dass es immer schwieriger wird, auf dem Niveau der Föderation zu Einigungen zu gelangen und dem Bundesstaat ein normales Funktionieren zu gewährleisten.

Längst hat die jugoslawische Krise vom wirtschaftlichen auf den politischen Bereich übergegriffen. Viele Beobachter sind sogar der Meinung, die politischen Elemente der Krise seien im vergangenen Jahr wichtiger und gefährlicher geworden als die wirtschaftlichen, ohne dass sich die letzteren gebessert hätten. Man kann heute auch nicht mehr sagen, es handle sich bei der politischen Krise nur um eine Krise des kommunistischen Regimes und nicht so sehr des Landes. Die Krise des Regimes nämlich hat sich ausgeweitet und stellt heute die Existenz des gemeinsamen Staates als solche in Frage. Im abgelaufenen Jahre 1986 haben sich die politischen Verhältnisse in Jugoslawien auf eine Weise polarisiert, wie man es nur noch aus der im Bewusstsein längst verblassten Vorkriegszeit kennt. Und dies, obschon in allen Republiken und Regionen des Landes Kommunisten an der Macht sind. Die Bevölkerung, auch diejenige, die ausserhalb des Regimes steht, ist längst in die Bewegungen und Polemiken einbezogen, weil in den einzelnen Teilstaaten die kommunistischen Regime mehr nationale als Parteiinteressen vertreten und gerade jene besonders ausgeprägten und gegensätzlichen Haltungen, wie man sie etwa in Slowenien und in Serbien findet, von den jeweiligen Bevölkerungen mitgetragen werden.

Slowenische Öffnung

Slowenien hat sich, wie es sein Parteiführer Milan Kučan formuliert, für einen Sozialismus der Demokratisierung und des Dialoges entschieden, für einen Sozialismus, der mehr sein soll als «eine gerechte Verteilung der Armut». Freilich müsse dieser moderne Sozialismus, der nicht zurück,

sondern vorwärts in das nächste Jahrhundert weisen soll, auf dem «gesellschaftlichen Eigentum» beruhen, aber dieses gesellschaftliche Eigentum sollte sich vor allem gegenüber dem Staat abgrenzen. Selbstverwaltung bedeutet nach slowenischer Leseart vor allem Marktwirtschaft. In der «Sozialistischen Allianz des arbeitenden Volkes», früher Volksfront genannt, sollten, wie auch deren Vorsitzender in Slowenien, Jože Smole, meint, verschiedene Ansichten, auch solche, die nur beschränkt dem Sozialismus zugeordnet werden können, zu Worte kommen. Auch dieses Jahr richtete Smole wieder Weihnachtsgrüsse an die slowenischen Katholiken, und der Erzbischof von Ljubljana, Šuštar, durfte nicht nur wie letztes Jahr über das Radio, sondern auch über das Fernsehen frohe Weihnachten wünschen — etwas, das in den andern Landesteilen, insbesondere in dem ebenfalls katholischen Kroatien, viel zu reden gab.

Serbische Bunkermentalität

Eine völlig andersgeartete Tendenz, die im ganzen übrigen Jugoslawien mit Besorgnis verfolgt wird, hat sich in Serbien, das heisst im sogenannten «engeren Serbien», ohne die beiden zu dieser Republik gehörenden autonomen Regionen Kosovo und Wojwodina, durchgesetzt. Auf dem sogenannten Achten Plenum des serbischen Zentralkomitees Ende September hat sich mit dem Parteichef Slobodan Milošević an der Spitze eine Richtung affirmiert, die extremen und völlig irrationalen Nationalismus mit kommunistischem Dogmatismus und offen eingestandener stalinistischer Mentalität, die sich in republiksweiter Säuberungswut entlädt, verbindet. «Durch Differenzierung zur Einheit», lautet die Parole im serbischen Belgrad. Unter «Differenzierung» wird dabei vor allem die rigorose Ausschaltung aller Anhänger der Fraktion des inzwischen gestürzten serbischen Rebublikspräsidenten Ivan Stambolić verstanden, der einen gemässigteren Nationalismus vertrat, in den serbischen Nationalfragen verhandeln wollte und auch eher die traditionell freiheitlichen Tendenzen Belgrads vertrat. Die Zeitungen und Zeitschriften Belgrads, vor allem die «Politika», verwandeln sich unter den Spiessträgern des Miloševic in nationalistische Agitprop-Organe, deren Aufgabe nach den eigenen Erklärungen der jetzigen Machthaber sein soll, die «Massen für den Kurs des Achten Plenums zu mobilisieren».

Den Wind für den Sieg dieser Richtung lieferte die Kosovo-Frage, die man schon lange als potentielles Krebsgeschwür Jugoslawiens bezeichnete und die nun als solches in Serbien aufgebrochen ist. Der Kosovo war das Zentrum des mittelalterlichen serbischen Reiches; nur schwer können sich die Serben damit abfinden, dass nunmehr die Albaner in dieser Region eine Mehrheit von gegen 80 Prozent halten und die Serben zusammen mit den Montenegrinern auf nur noch knapp 15 Prozent zusammengeschrumpft sind. Das alte Serbien hatte schon beim Einmarsch seiner Truppen im Ersten Balkankrieg Tausende von Albanern umgebracht. In dem serbisch beherrschten ersten Jugoslawien waren die Albaner unterdrückt worden. Heute wundern sich die Serben, dass diese Albaner die italienische Besetzung im April 1941 eher als Befreiung und nicht so sehr als Okkupation auffassten. Unverständlich beurteilen sie

heute auch die Tätigkeit der albanischen Kommunisten des Kosovo während des Krieges, etwa im Falle des aus der Partei ausgeschlossenen dortigen Statthalters Titos, Fadil Hodscha. Sie versuchen, diese Standpunkte auch dem übrigen Jugoslawien aufzuzwingen, worüber es am letzten Plenum der jugoslawischen Gesamtpartei zu harten Auseinandersetzungen kam.

Kosovo im ethnischen Kampf

Seit den Unruhen von 1981 nehmen die politischen Faktoren Serbiens die Frage der sogenannten Aussiedlung der Serben und Montenegriner aus dem Kosovo zur Richtschnur dafür, ob die jugoslawische Gemeinschaft ihre Pflichten gegenüber der Gesetzlichkeit und der nationalen Gleichberechtigung, sowie im «Kampfe gegen den Nationalismus» erfülle. Die Serben des Kosovo, so heisst es, seien der gnadenlosen Verfolgung seitens des albanischen Nationalismus preisgegeben, deren Träger mit Mordtaten, Vergewaltigungen, Brandstiftungen und Viehabstechen den Kosovo in ein «ethnisch reines» albanisches Gebiet verwandeln möchten. Es trifft zu, dass Übergriffe vorkommen, wenn auch im jugoslawischen Parlament kürzlich festgestellt wurde, dass etwa Vergewaltigungen im eigentlichen Serbien eine weitaus grössere «Dichte» erreichten als im Kosovo und es Tatsache ist, dass es gegenwärtig die Serben des Kosovo sind, die «ethnisch reine» Dörfer für sich und sogar «ethnisch reine Fabriken» verlangen. Die Serben wandern aus dem Kosovo ab, gegenwärtig in einem Rhythmus von rund 3000 pro Jahr, weil es ihnen einfach neben den Albanern zu eng geworden ist, weil sie sich in ihrer Lebensart und Kultur eingeengt vorkommen, weil sie zufolge der stärkeren Abwanderung der Intellektuellen fast ohne Elite geblieben sind, aber auch, weil die Landpreise im Kosovo fast dreimal so hoch sind wie im übrigen Jugoslawien, so dass sie für den Erlös aus ihren Heimwesen, für das die Albaner im übrigen gute Preise zahlen, ausserhalb des Kosovo viel mehr Land kaufen können als sie hatten. Gegenwärtig ist, ebenfalls durch Sondergesetz, der Verkauf serbischer Anwesen an Albaner offiziell verboten, aber es wird inoffiziell so verkauft wie vorher.

Milošević hat es im vergangenen Sommer ausgezeichnet verstanden, die verständlichen Beschwerden und Ängste der Kosovo-Serben — vor allem derjenigen, die dort bleiben möchten — politisch zu mobilisieren und in mächtige Demonstrationen, die sich auch gegen die mehrheitlich albanische Parteiführung des Kosovo mit Azem Vllasi an der Spitze richteten, umzusetzen. Diese Agitation richtete Milošević einerseits gegen seine Rivalen in Serbien, die angeblich auch «serbischen Nationalismus» am Werk sehen und davon «völlig unangebracht» sprächen, anderseits aber gegen die jugoslawische Bundesgewalt. Das Ziel der serbischen Agitation war es nämlich, den Kosovo sozusagen zur Bundessache zu machen, in dem Sinne, dass die jugoslawische Föderation im Kosovo endlich «energisch durchgreifen», das heisst massenhaft Polizei und Militär einsetzen, ja sogar wie nach dem Kriege eine Militärverwaltung einrichten solle. Anderseits aber sollten mit Hilfe der organisierten Demonstrationen der Kosovo-Serben auch die Postulate Serbiens zur Revision seiner Verfassung und der Verfassung des Bundes unterstützt werden. Diese Postulate Serbiens

zur Verfassungsrevision zielen darauf hin, die Autonomie der beiden Regionen innerhalb Serbiens, des Kosovo und der Wojwodina, praktisch aufzuheben, unter der Parole, es müsse endlich das «Funktionieren Serbiens als einheitliche Republik» sichergestellt werden. Hier stösst das serbische Belgrad nicht nur auf den Widerstand der an ihren Stellungen interessierten Funktionäre in Priština, sondern auch in der Wojwodina, wobei es in jener Region nicht die ungarische Minderheit ist, die sich für die Aufrechterhaltung des Regionalstatus einsetzt, sondern die serbische Mehrheit. Wenn die Autonomie der Regionen beseitigt wäre, so die Meinung der jetzigen serbischen Machthaber, wäre der Weg frei für eine «serbische Lösung» im Kosovo, das heisst für Polizei und Militär.

Bundesintervention

Dem Rest der jugoslawischen Gemeinschaft wurde diese Absicht offensichtlich klar. Ende Oktober beschloss das Staatspräsidium die Entsendung von Spezialeinheiten der Miliz in den Kosovo und die Beteiligung von Bundesbeamten an Polizei und Justiz der Region. Anfangs schien es vielen Leuten, als ob nun «endlich» eine konzertierte Aktion gegen den «albanischen Nationalismus» stattfände, aber rasch wurde klar, dass die Bundesintervention in Tat und Wahrheit gegen die serbische Agitation, das heisst gegen die weitere Mobilisierung der Kosovo-Serben durch Milošević, zwecks Erpressung der Bundesgewalt, gerichtet war. Slowenien spielte beim Zustandekommen dieser Aktion eine gewisse Rolle. Seither herrscht im Kosovo relative Ruhe, aber aus dem serbischen Belgrad kommen die Vorstösse für die Verfassungsreform im zentralistischen Sinne, sowohl was die Republiks- wie die Bundesverfassung anbelangt, mit einer Heftigkeit wie noch nie, dazu mit drohenden Untertönen, dass nun die Verantwortung für die Sicherheit der Serben im Kosovo bei der Bundesgewalt liege.

Noch etwas änderte sich in Serbien nach der Bundesintervention im Kosovo: Da ihm der direkte Weg versperrt wurde, richtete das Regime Milošević seine ohnmächtige Wut nach aussen, gegen andere Republiken Jugoslawiens und gegen das Ausland. Erste Zielscheibe waren die Zeitungen und Zeitschriften aus Zagreb, die kritisch über die Vorgänge aus Serbien schrieben, aber auch das Zentralorgan «Borba», das zwar in Belgrad erscheint, aber nicht von Serbien abhängig ist. Dann kam das Ausland an die Reihe, voran die Bundesrepublik Deutschland, deren Politik gegen Serbien, so die «Politika», sich auch heute von den serbienfeindlichen Gewalttaten des Dritten Reiches inspirieren lasse. Plötzlich schien es in den serbischen Zeitungen und Zeitschriften sowie im serbischen Fernsehen, als ob Serbien den Zweiten Weltkrieg nochmals ausfechten müsse.

Diese Haltung geht Hand in Hand mit einer skrupellosen Suche nach Verbündeten. Das Vorgehen der serbischen Führung ist dabei nicht ungeschickt; es gelang ihr, den «cordon sanitaire», der sich unmittelbar nach der Bundesintervention im Kosovo um das engere Serbien zu legen schien, einigermassen aufzuweichen. Mazedonien und Montenegro fanden sich mit Serbien auf dem Boden einer antialbanischen Politik. In Bosnien vermochte die Führung Milošević, aus der Konfusion

nach der Affäre mit «Agrokomerc», einige Vorteile und Stützpunkte zu ziehen. In der Wojwodina wird von Belgrad aus versucht, Parteiführungen in den Gemeinden gegen Novi Sad aufzuwiegeln. Ähnliches wird in Kroatien versucht und sogar in Slowenien gibt es Bemühungen, sich lokaler Widerstände gegen die liberale Führung in Ljubljana, etwa in Maribor, zu bedienen.

Die Rolle der Armee

Eine Schlüsselstellung in diesen und auch in andern Auseinandersetzungen kommt der Armee zu. Die jugoslawische Armee ist in ihrer traditionellen und verfassungsmässigen Stellung im kommunistischen Jugoslawien eine politische Armee, der die letzte Sorge für den Zusammenhalt des Gesamtstaats obliegt. Ihr gegenwärtiger Oberkommandierender, Flottenadmiral und Verteidigungsminister Mamula, ein Dalmatiner serbischer Abstammung, geniesst ein gewisses Ansehen und hat es bis jetzt verstanden, die Armee als übernationalen Faktor einigermassen zu erhalten. Es zeigt sich indessen, dass dies zunehmend schwieriger wird, dass Mamula Konzessionen machen muss und dass auch die Armee in die nationalen Probleme verstrickt wird, und zwar eindeutig auf der Grundlage ebenfalls des serbischen Nationalismus. Dies zeigte sich etwa, als Stellen der Armeejustiz in dem Moment, als aus Serbien eine Kampagne gegen Slowenien losbrach, in Titograd einen Prozess gegen slowenische Rekruten führen wollten, oder nach dem Vorfall in Paračin diesen Sommer, als ein Rekrut albanischer Abstammung vier seiner Kameraden erschoss, mehrere verwundete und anschliessend Selbstmord verübte. Mamula holte bei diesem Anlass zu eigentlich antialbanischen Äusserungen aus, und vor kurzem wurden zehn albanische Rekruten unter die schwerwiegende Anklage gestellt, sie hätten dem Todesschützen von Paračin geholfen. Besonders in Slowenien wurden sogleich öffentlich Zweifel laut, ob diese Anklage begründet sei.

Sechzig Prozent der jugoslawischen Offiziere sind gegenwärtig serbischer oder montenegrinischer Nationalität. Dafür wird schon um die Jahrhundertwende jeder vierte Soldat Albaner sein. Die Offiziere sind ungeduldig, weil die wirtschaftliche Krise nicht unter Kontrolle gebracht werden kann. So wird in der Armee der Ruf nach einer starken, zentralistischen Hand lauter, und angesichts der nationalen Mehrheitsverhältnisse im Offizierskorps erhält dieser Ruf zusehends einen serbisch-zentralistischen Klang, nach dem Muster der Vorkriegszeit. Auch dies will sich in Serbien die Führung Milošević nutzbar machen. Sie hat an die Stelle des abgesetzten Ivan Stambolić den früheren Generalstabschef Gračanin als Staatshaupt der Republik eingesetzt, im wesentlichen eine Symbolfigur, die aber den Offizieren gefallen dürfte. Neuestens ertönen aus dem serbischen Belgrad auch heftige Töne gegen Föderalismus und Konföderalismus. Das war nicht immer so gewesen. Noch vor relativ kurzer Zeit hatte es geheissen, Serbien sei auch nicht mehr an Jugoslawien interessiert als andere Rebuliken.

Serbische Hegemonie – Gefahr für Jugoslawien

Das Zusammenfallen von serbischen Hegemoniegelüsten mit Akzenten

eines serbisch inspirierten jugoslawischen Zentralismus, dazu getragen von der Armee, hätte wohl für den Bestand Jugoslawiens eine ähnliche Folge wie schon einmal. Damals erwies sich die Schwäche eines solchen Jugoslawiens sofort nach Ausbruch des Aprilkrieges 1941. Die westliche Welt hat sehr wohl Anlass, sich um die gegenwärtige Entwicklung in Jugoslawien Sorge zu machen, denn damals bedeutete die Politik der Unterdrückung gegenüber den andern jugoslawischen Nationen und die daraus resultierende Schwäche des Staates nicht nur den Zusammenbruch Jugoslawiens, sondern auch das Verderben für Griechenland und den Zusammenbruch der gesamten alliierten Position im Balkan und im anstossenden Teil des östlichen Mittelmeeres.

Beobachter in Jugoslawien finden nach wie vor, auch der jugoslawischen Armee, respektive ihrem Offizierskorps, sei das Risiko eines politischen Spiels mit den nationalen Gegensätzen des Landes bewusst. Dazu kommt, dass die Armee weder ein Programm zur Lösung der Wirtschaftsfragen noch der politischen Gegensätze innerhalb des Regimes bereithält. Ein Militärputsch mit Hilfe von dazu bereiten Politikern würde die Lage in jeder Hinsicht nur noch weiter verschärfen. Er würde zwar möglicherweise die aktive Austragung der Gegensätze für einige Monate verhindern oder verzögern, aber alles ungelöst lassen; der politische Neuanfang wäre nachher um so schwieriger. Dazu käme der Verlust des letzten Restes von internationalem Prestige.

Verschärfte Wirtschaftskrise

Die Alternative wäre, wenn die verantwortlichen Faktoren in Jugoslawien sich endlich aufraffen würden, die Konsequenzen aus der tatsächlichen Entwicklung zu ziehen. Angesichts der katastrophalen Wirtschaftskrise, die mit jedem Tag die Gefahr auch sozialer Explosionen wachsen lässt, sollte die Erkenntnis nicht allzu schwierig sein, dass die kommunistische Wirtschaftsdoktrin in allen Varianten sich ganz einfach als unpraktikabel erwiesen hat. Schwieriger schon dürfte es mit der Erkenntnis stehen, dass ein Regime, das derart versagt hat wie das kommunistische in Jugoslawien, unter demokratischen Verhältnissen wohl jede Legitimität verloren hätte. Noch schwerer aber dürfte das Eingeständnis fallen, dass ein Land mit derartigen inneren Gegensätzen wie Jugoslawien sich ganz einfach nicht für eine zentrale Regierungsform eignet. Wenn Jugoslawien schon so ist, wie es sich heute darbietet, dann wäre es in der Tat besser, jede Republik wäre in der Lage, primär ihre eigenen Rezepte zur Bewältigung der Krise zu entwickeln.

Umstrittene Aussenpolitik

Die internationale Stellung des Landes dürfte, wie der Besuch Gorbatschows in Belgrad zeigen wird, von den inneren Konvulsionen des Landes vorerst unberührt bleiben. Das sowjetische Interesse an Jugoslawien ist im Moment gering, und es bestehen keine Anzeichen dafür, dass sich dies so bald ändern werde. Die blockfreie oder neutrale Stellung Jugoslawiens ist ein fester Bestandteil der europäischen Nachkriegsordnung; daran dürfte auf absehbare Zeit niemand rütteln wollen. Die innere Ordnung des Landes ist nicht Bestandteil dieser Nachkriegsordnung. Wenn für den Westen vierzig

Jahre lang unter der Formel 50:50 ein kommunistisches Regime akzeptabel war, so müsste die Sowjetunion wohl auch einmal ein nichtkommunistisches hinnehmen.

Die innere Diskussion um die Aussenpolitik ging in Jugoslawien in letzter Zeit denn auch nie um West- oder Ostorientierung, sondern um ein Festhalten an der bisherigen, der «Dritten Welt» zugewandten Politik der Blockfreiheit oder um eine verstärkte Orientierung in Richtung Europa. Unter dem jetzt abgelösten Aussenminister Dizdarević, einem Muslim aus Bosnien, kam dem Verhältnis zu Europa nur eine sekundäre Rolle zu, nunmehr zeigt sich, dass die serbische Führung unter Milošević ebenfalls antieuropäische Stimmung machen will. Auch die Frage der aussenpolitischen Orientierung Jugoslawiens ist somit in die gegenwärtige Polarisierung im Land einbezogen.

Viktor Meier

Abenteuer zwischen Palette und Seele

Edvard Munch im Kunsthaus Zürich

Edvard Munch, der grosse Maler aus dem nordischen Raum: ihm gilt die Winter-Ausstellung des Kunsthauses Zürich. Zwei Gründe führten dazu: Einmal bestehen frühe Beziehungen zwischen Munch und Zürich. Zum anderen wollten die Veranstalter nicht allein den «Seelendarsteller» mit den von den Deutern ausgesaugten literarisch-psychologischen Inhalten betonen, sondern «Munch als Maler» zeigen mitsamt einer Art Ehrenrettung des Werks der zweiten Lebenshälfte.

Doch zuerst möchte ich Leben und Wirken in Erinnerung rufen.

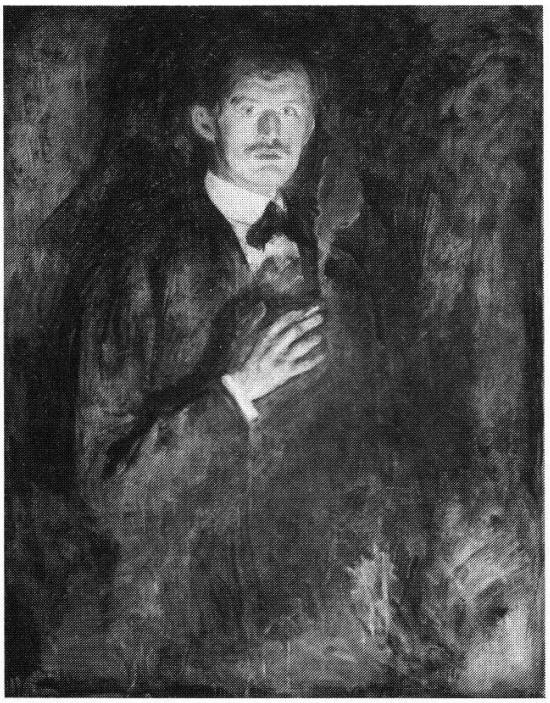
Schwarze Engel

Kurz und lichtarm waren die Tage, als am 12. Dezember 1863 im norwegischen Løten, Grafschaft Hedmark, Edvard Munch zur Welt kam. Das Büblein erhielt eine Nottaufe, aus Angst, es könnte sterben. Ein Jahr später siedelte die Familie nach Christiania über, dem heutigen Oslo. Fünf Jahre zählte Edvard, als seine schöne Mutter an Tuberkulose starb: alt genug für ein bodenloses Erschrecken, zu klein, um das tragische Geschehen einzuordnen. Eine freundliche Tante übernahm den Haushalt des Armenarztes Munch. Die fünf Geschwister schlossen sich eng zusammen. Da starb 1877 die ältere Schwester Sophie, ebenfalls an Tuberkulose. Der Vater, zwar hochgebildet, aber düster und nervös, soll — so wird es überliefert — durch eine allzu religiöse Erziehung dazu beigetragen haben, dass Edvards jüngere Schwester Laura geisteskrank wurde. Später erinnert sich Munch: «Krankheit, Wahnsinn und Tod hielten wie schwarze Engel Wache an meiner Wiege. Sie haben mich durch mein ganzes Leben begleitet» (aus E. Munch: Lebensfries, 1929).

Wer dächte da nicht an einen Maler aus unserem Land, zehn Jahre älter als

Munch, an Ferdinand Hodler? Er, der beide Eltern und alle sechs Geschwister an Tuberkulose verlor, sagte Ähnliches wie Munch, nur schweizerisch-schlichter: «Mir war schliesslich, als wäre immer ein Toter im Haus und als müsste es so sein» (aus Mühlestein/ Schmidt: Ferdinand Hodler). Tatsächlich wurden Beziehungen zwischen Hodlers und Munchs Schaffen von der Kunstwissenschaft festgestellt. Das mag auf das Frühwerk beider Künstler zutreffen und allenfalls wirklich mit ähnlichen Prägungen aus der Kindheit zusammenhängen, wenn auch gesteuert vom Stil der Zeit.

Zurück zu Munch. Der Siebzehnjährige beschloss, Maler zu werden. Die damalige Ausbildung ging vorerst in spät-klassizistischen, dann in naturalistischen Gleisen.



Edvard Munch: Selbstbildnis mit Zigarette, 1895, Öl auf Leinwand, 110,5 × 85,5 cm, Nationalgalerie Oslo. Der dreissigjährige Munch taucht magisch im Rauch seiner Zigarette auf.

Es folgten Aufenthalte in Paris, später in Berlin. Dort traf Munch 1893 mit Richard Dehmel, Arno Holz, August Strindberg und anderen zusammen. Damit hat man auch Lebenshintergrund: Strindbergs drei geschiedene Ehen haben mit dem erotischen Klima zu tun. Dehmels Worte stehen für die Art des Erlebens: «Jeder Laut wird bilderreicher / Das Gewohnte sonderbarer» (aus dem Gedicht «Manche Nacht»).

War es der Zeitgeist oder Munchs eigene Veranlagung, dass man nicht glücklich zu sein hatte? Munch bricht mit seiner Verlobten, der rothaarigen Tochter eines reichen Weinhändlers, Tulla Larsen. Das ist im Sommer 1902. Tulla will sich das Leben nehmen, Munch schlägt ihr den Revolver aus der Hand, ein Schuss geht los und verletzt Munchs Finger. Das hochdramatische Erlebnis verdüsterte Munchs Seelenzustand, inspirierte ihn aber auch zu ersten Entwürfen zum «Tod des Marat». Da müssten wohl Schicksalsforscher entscheiden, wieweit ein Künstler seinen Schmerz sucht, um schöpferisch zu sein — oder ob er vom Leid gewählt wird.

1908 hat Munch, schon lange von schwankender Gesundheit, einen Nervenzusammenbruch. Dabei ist er jetzt erfolgreich als Maler. Ein halbes Jahr verbringt er in einer Klinik. Dann lebt er meist in Norwegen. 1916 kauft er das Gut Ekely bei Oslo. Dort lebt und arbeitet er — in seinen Worten — «gänzlich wie ein Eremit» bis zu seinem Tod am 23. Januar 1944.

Munch und Zürich

Das Kunsthaus Zürich besitzt mit zehn Gemälden die grösste Werk-

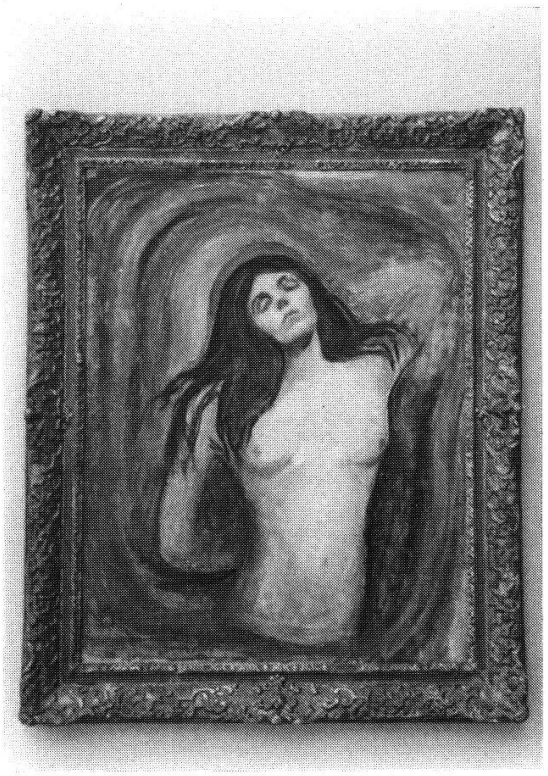
gruppe Munchs ausserhalb Skandinaviens. Das ist der Mühe des damaligen Direktors Wilhelm Wartmann zu verdanken. «Mühe» ist nicht übertrieben gesagt, denn Munch liess sich acht Jahre lang bitten, bis 1922 eine Ausstellung zustande kam, die der Maler später mit hohem Lob bedachte.

Es ist übrigens ein Extra-Dessert, dass man diese frühe Schau teilweise nachvollziehen kann: in einer Skizze von Sigismund Righini, der damals als Malerkollege auch Präsentator im Kunsthaus war, oder im damaligen Jargon «Henker von Zürich» (Parallel-Ausstellung Righini im grafischen Kabinett).

Das Kunsthaus hatte 1911 den Mut zur Ausstellung, nicht aber zu Ankäufen. Ein privater Sammler, Alfred Rütschi, war klüger. Seine vier Bilder kamen 1929 als Schenkung in die Sammlung, worauf das Kunsthaus nach und nach sechs weitere Werke erwarb.

Noch fehlte ein «Figurenbild». Wartmann erbat es sich, aber Munch war nicht mehr bereit. Er dachte an ein eigenes Museum, das ja dann auch zustande kam. Zürich hatte den Zeitpunkt verpasst.

Damals zögerten Museen ganz allgemein mit dem Erwerb von zeitgenössischen Werken. Der Verpassungskomplex wird heute kompensiert mit oft geradezu hektischen Ankäufen jüngster Kunst in Riesenformaten. So werden sich die Nachfahren abwechselnd mit Verlusten und Überdotierungen herumschlagen müssen.



Edvard Munch (1863—1944), Madonna, um 1894, Privatbesitz, Oslo. Die Frau als erotische Macht, schön und verschlingend.

Die Ausstellung

Sechzig Schaffensjahre umfasst die jetzige Ausstellung: von 1880 bis 1940. Viele Hauptwerke sind zu sehen. Das war möglich, weil zwei renommierte Kunstinstitute zusammenspannten: das Museum Volkwang Essen mit seinem Leiter Paul Vogt (wo die Ausstellung vom 18. September bis 8. November 1987 mit Extrazügen aus ganz Deutschland besucht wurde) und das Kunsthaus Zürich mit dem Konservator Guido Magnaguagno (wo täglich über 2200 Besucher kommen). Wichtige Leihgaben stammen aus dem Munch-Museum, der Nationalgalerie Oslo, aus der Sammlung Rasmus Meyer in Bergen sowie aus privatem und öffentlichem Besitz in Europa und den USA.

Zu Beginn steht ein pastoses, dunkeltoniges Selbstbildnis des eben Achtzehnjährigen: fragend-trotziger Blick, aufgeworfene Lippen, verhaltenes Pathos des klassischen «Jungen

Malers». Die Kühnheit kommt vom Licht, das wie ein von oben einfallender Genius Stirn und Wange aufleuchten lässt. Es folgen Genrebilder, Landschaften in Pleinair-Manier. Der junge Munch war damals ein guter Maler von lokalem Rang.

Woher kommt plötzlich der Funke, der einen Künstler aus dem Durchschnitt hebt, ihn zum Genie macht? Woher — um ein Wort von Hermann Broch zu zitieren, der sich so tief mit dem Wesen des Schöpferischen befasste — woher «der mystische Weckruf, von dem die Seele den Befehl empfängt, die Augen zu öffnen, um kraft solch eines Augen-Blicks und in ihm den Zusammenhang des Seins zu schauen, zeitlos?»

Jetzt malt Munch tatsächlich «zeitlose» Bilder: das «Kranke Kind» von 1885/86, «Der Schrei» von 1893 mit der starren Diagonale einer Brücke, auf der eine totenkopfhafte Figur mit weitaufgerissenem Mund aus den Kurven der Abendlandschaft und des blutroten Himmels zu wachsen scheint. Es folgen die trostlos starrenden Männer neben blühenden Frauen. Die Figuren verdichten sich zu Silhouetten. Der Tag wird dunkel, die Nacht hell. Gestirne tropfen als glühende Vertikale in Wasserflächen.

Diese Bilder, entstanden zwischen 1885 und 1909, in Munchs unruhigsten, persönlich schwierigsten Jahren, stiessen zuerst auf Unverständnis. «Roh ausgeführt, halbfertiger Entwurf», lautete ein Presseurteil, und der Malerkollege Gustav Wentzel raisonnierte sogar: «Du malst wie ein Schwein, Edvard».

Aber bald schon begründeten gerade diese frühen Bilder Munchs Ruhm und Einmaligkeit. Heute ist die rothaarige nackte «Madonna» (in der Lithographie-Fassung von Spermen umflossen), sind die blutleeren Männer, die einsamen Strände zeichenhaft geworden für Angst, erotische Qual, Marter der Eifersucht. Das «Kranke Kind» mit seinem durchscheinend-schimmernden Gesichtlein, der stumme «Tod im Krankenzimmer» stehen für Leid und Sterben überhaupt.

Der Maler

Hier aber, das bezweckt die Ausstellung, dürfte man nicht stehenbleiben in psychologischem Grübeln. Munch soll nicht ausschliesslich auf den visionären Symboliker und dunklen Psychodramatiker verwiesen werden. Dem Besucher ist das Erlebnis bestimmt, dass Munch vor allem mit den Problemen des Malens an sich befasst war.

Um den Blick auf den «Maler» zu intensivieren, wurden die Zeichnungen und grafischen Blätter weggelassen. Sie sind sonst in Munch-Ausstellungen unabdingbar, verstärken sie doch durch die vom Medium gebotene Verknappung die Symbolträchtigkeit der Figuren.

Dafür erhält man eine grossartige Auswahl von Porträts. Das sind Charakterstudien eines scharfsichtigen Menschenkenners und zugleich ebenso herrliche malerische Ereignisse. Und nicht zuletzt ein Stück Zeitgeschichte, begegnet man doch hier dem feinsinnigen Harry Graf Kessler, dem selbstbewussten und verletzlichen Rathenau, dem getriebenen Strindberg. Die Entstehung dieser Bildnisse hat die Modelle oft ziemlich verwirrt oder entsetzt. Denn Munch hat zuerst «die Eindrücke nur in sich aufgesaugt» (Max Linde), ohne Pinsel und Stift, um dann blitzschnell zu malen. Da putzten Müt-

Edvard Munch: Selbstbildnis 1940/41, 57,5 × 78,5 cm. Eingefallene Augen, die Brust wie im Röntgenbild, der Haarkranz abstehend: Der alte Mann und der Tod.

ter vergeblich ihre Kinder tagelang heraus, und Hermann Schlittgen musste den Maler zuerst eine Flasche Portwein trinken lassen. Der selbst sagte zu seinem wochenlangen Schwangergehen mit einem Porträt bloss in seinem Norwegisch-Deutsch: «Ich male mit meine Gehirne».

Um die Kontinuität des malerischen Schaffens zu belegen, wird das Werk nach 1910 breiter als je vorgeführt. Es geht um jene Bilder, die nach Munchs psychiatrischer Behandlung entstanden sind und die bis jetzt als schwächer eingestuft wurden. Ein Kritiker findet auch heute, der «in den Kokon seiner Neurosen eingesponnene Munch» sei überragender gewesen (Volker Bauermeister, Badische Zeitung, 8. Dezember 1987). Man hat schon früher anhand von Munchs «Heilung» diskutiert, ob eine psychiatrische Behandlung der Kreativität eines Künstlers schade. Man ist da beim bereits oben angeschlagenen Thema des Leidens. Vom gequälten Prometheus bis zum krankheitssuchenden Adrian Leverkühn im *«Doktor Faustus»* von Thomas Mann ist ja Schöpferkraft immer wieder mit psychischem oder physischem Schmerz verbunden worden.

Nun zeigt aber die Zürcher Auswahl, dass das alles nicht so einfach ist. Denn Bilder sind mehrdeutiger und vielschichtiger als Worte. Und je älter ein Mensch wird, desto tiefer verschlüsseln sich seine Bildbotschaften.

Die Werke nach 1910 scheinen rascher gemalt, in locker-grossflächigerem Auftrag, die Töne kräftiger und

weniger reich gestuft. Die tragischen Motive von Tod und überhitzt-kalter Liebe treten zurück. Die Frau ist nicht mehr nur Bedrohung oder unerreichbares Sehnsuchtsobjekt. Die «Arbeiter» von 1913/14 sind «gewöhnliche» Menschen. Wie sie aus der Fabrik strömen, scheinen sie über den Bildraum hinaus zu drängen, Teile von uns zu werden. In ihrer Dynamik und im Bildausschnitt spürt man Munchs Liebe zum Kino: ein Maler, der in seiner Zeit lebt und nicht «nur» mit den Phantomen seiner Seele.

Denn darum mochte es Munch doch vor allem gehen: Nicht stehenbleiben, seine Anliegen, Gesichte, Probleme in ein immer neues, anderes Abenteuer des Malens einbringen, unbekümmert um Stil und Sitte. Damit entzieht er sich den gängigen Einordnungen von Realist, Symbolist oder Expressionist. Eher ist er ein Existentialist *avant la lettre,* dem das Handwerk des Lebens das Handwerk des Malens ist. «Ich will das Leben haben», schrieb er in einem fiktiven Gespräch über seine Malweise.

Und dieses Leben war nach Fünfzig eben anders geworden. Die Leidenschaften brannten nicht mehr so verzehrend. Munch verzichtete auf die Wettläufe mit der Jugend. Er wandte sich den einfachen Realitäten zu.

Gewiss, die künstlerische Kraft ist jetzt nicht mehr von gleicher Gewalt, sie produziert keine einmaligen Chiffren mehr. Da funkelt es nicht mehr so vital. Das ist der Tribut ans Älterwerden, dem Munch mit so grosser eigener Wahrhaftigkeit entgegentritt, dass man mit der rein ästhetischen oder psychologischen Masstabelle vorsichtig sein muss. Die wiederum ganz «existentielle» Ehrlichkeit Munchs führt zu völlig unkonventionellen Lösungen. Das zeigt sich am packendsten in den späten Selbstbildnissen. Ein Greis, dünnhäutig und mager, mit abstehendem Haar, mit Ekel im Mundwinkel und in den Augensäcken schaut uns unbarmherzig an, links von ihm sein scharfer grüner Schatten. Man denkt an Sainte-Beuves Worte, dass man nicht reif werde, sondern nur verhärte oder verderbe. Aber hier ist das bittere Ende einer Erkenntnis der Beginn eines grossen Kunstwerks.

Munch heute

Jede Generation sucht ihre eigene Sicht auf die Werke der Vergangenheit. Man könnte die Beschauer der ersten Stunde beneiden, Julius Meier-Graefe war einer: «Es ging uns mit ihm (Munch) ähnlich wie mit dem ersten russischen Roman, der uns in die Hände geriet. Eine neue Sprache, ein neuer Inhalt. Bruch mit geheiligten Vorstellungen, eine unheimliche Fremdheit, Handlungen von Menschen, die nicht unserer Art waren. Und das Fremde ... wird Rauschmittel, bindet uns immer fester ...» (Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst II).

Solche Entdeckungen sind uns vor Munch nicht mehr möglich, vielleicht, weil wir uns auf keine «geheiligten Vorstellungen» mehr abstützen können und wir uns auch «unserer Art» nicht mehr so sicher sind. Wir haben uns dafür hübsch heimisch gemacht im Geschlechterkampf und in seelischen Komplexen in der Art Munchs.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Es ist das Verdienst der Zürcher Ausstellung, Fixierungen zu durchbrechen. Und mehr: Heute ist es Brauch, ein Kunstwerk entsprechend dem Mass an «Ängsten und Bedrohungen» einzustu-

fen. Magnaguagno leitet sachte ein notwendiges Umdenken ein: vom einstigen Blick auf das Inhaltliche zum entschiedeneren Mitbewerten von Form, Farbe und Handwerk. Damit könnte jene Neugier auf Untergangs-Ekstasen etwas gezügelt werden, die schon Meier-Graefe unheimlich war und die er einmal (in bezug auf van Gogh) «das Ungeheuerliche unserer Lüsternheit» genannt hat.

Munch «als Maler» heute? Einer, der uns angeht durch die Fähigkeit, sich seinen Visionen, auch den düsteren, ganz hinzugeben und sie dann ebenso total in vollendeter Farbe und Form darzustellen. Und nur deshalb können wir diese Empfindungen heute noch nachvollziehen.

Der Rundgang durch die Ausstellung wird damit zur Reise entlang den geheimen Umschlagplätzen des Schöpferischen, deren Bedingungen noch kein Wissenschafter herausgefunden hat.

Annemarie Monteil

Die Ausstellung «Edvard Munch» im Kunsthaus Zürich ist bis zum 15. Februar geöffnet. Der Katalog enthält neben Aufsätzen grundsätzlicher Art die Abbildungen aller ausgestellten Werke.

Die ATAG-Gruppe

Wirtschaftsprüfung
Wirtschaftsberatung
Wirtschaftsinformation

ATAG
Allgemeine Treuhand AG
MITGLIED VON ARTHUR YOUNG INTERNATIONAL